

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 7

Artikel: Ein Licht leuchtet in der Finsternis : Erzählung
Autor: Sienkiewicz, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich untereinander über das schreckliche Vernominnene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Überraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt und die rechte Hand dergestalt erhoben, als stehe er im Begriffe, mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfalle ausdrücken wollen: „Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermutet!“ — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sei betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuße, den linken übergeschlagen; steht, mit beiden auf den Tisch gestemmt Händen seinen überbogenen Kopf unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird; denn überhaupt scheint die Unregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jakobus der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petri Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jakobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht. Und also, wie Petrus hinter Judas, so greift Jakobus der Jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren, mit halb aufgehobenen Armen, die flachen Hände vornwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsezens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Ein Licht leuchtet in der Finsternis.

Erzählung von H. Sienkiewicz.

Es kommen manchmal im Herbst, besonders im November, so dunkle, feuchte und traurige Tage, daß sogar die Gesunden des Lebens überdrüssig werden. Seit der Zeit, da Kamionka angefangen, sich frank zu fühlen, und nicht mehr an seiner Statue der Barmherzigkeit arbeiten konnte, drückte ihn das schlechte Wetter fast noch mehr als seine Krankheit. Am Morgen war er kaum aufgestanden, so galt sein erster Blick dem großen Atelierfenster und seine erste Beschäftigung der Reinigung desselben, immer in der Hoffnung, durch dasselbe ein Stück blauen Himmels zu sehen. Aber jeden Morgen sah er dasselbe Bild. Ein schwerer bleigrauer Nebel lag auf der Erde: es regnete

nicht, und doch waren die Steine des Vorhofes wie mit Wasser getränkt und glänzten vor Feuchtigkeit, und aus den geschweiften Dachrinnen fielen mit eintönigem Geräusch die Wassertropfen hernieder. Das Fenster des Ateliers sah auf den Vorhof, der an einen Garten grenzte. Das Gras grünte noch hinter dem Zaun, aber in dem kranken Grün der Pflanzen, die am verwelken sind. Die Bäume aber mit dem gelben Laub, den feuchten, schwarzen nebel-schweren Zweigen schienen bereits erstorben zu sein. Jeden Abend hörte man auf ihnen das Krächzen der Raben, welche, die Felder und Wälder verlassend, zum Winterlager in der Nähe der Stadt zogen. An solchen Tagen sah das Atelier so gräulich und traurig aus wie eine Totenkammer. Marmor und Gips brauchen Himmelblau. In bleiernem Licht erhält ihr Weiß etwas Trauer-volles und dunkle Terracotta-Statuen verlieren jegliche Deutlichkeit der Linien und scheinen formlos und sogar häßlich. Schmutz und Unordnung erhöhten noch den traurigen Eindruck, den das Atelier machte. Staub, Straßenerde und zertretene Terracotta bedeckten den Fußboden. Die Wände waren schwärzlich und fast kahl, nur hie und da mit dem Gipsabguß einer Hand oder eines Fußes geschmückt. Nahe beim Fenster hing ein Spiegel, über demselben ein Pferdeschädel, und darunter stand ein Makartblumenstrauß, ganz schwarz vor Staub. Im Winkel war ein Bett mit einer alten Decke überzogen, daneben ein Nachttisch mit einem eisernen Leuchter. Ramionka hielt aus Sparsamkeit keine besondere Wohnung, sondern schlief im Atelier. Das einfache Bett war von einer spanischen Wand verdeckt, doch war dieselbe jetzt weggeschoben, damit der Kranke durch das Fenster sehen konnte, ob das Wetter besser würde. Das große Oberfenster des Ateliers aber war an der Außenseite so voll Staub, daß es auch an hellen Tagen nur ein graues Licht durchließ. Es wurde aber nicht heller. Immer tiefer senkten sich die Wolken, immer feuchter wurde die Luft von schwerem Nebel, es wurde dunkler und dunkler. Ramionka fühlte sich schlechter und legte sich zu Bett. Er hatte keine bestimmte Krankheit, aber er war gedrückt, hoffnungslos, traurig, müde. Er wollte nicht sterben, fühlte aber auch keine Kraft zu leben.

Die langen Stunden der finstern Tage schienen ihm noch länger, weil er ganz allein war. Seine Frau war vor 20 Jahren gestorben, seine Verwandten wohnten in einem andern Teil des Landes, mit andern Künstlern hatte er keinen Verkehr. Die Bekannten, die er gehabt, hatten sich in den letzten Jahren von ihm abgewandt, weil er oft unfreundlich und mürrisch war. Daß er mit den Jahren fromm geworden, hatte man ihm auch übel ausgelegt, weil man nicht an die Aufrichtigkeit dieser Frömmigkeit glaubte und Schmähstücke sagten, er gehe nur zur Kirche, um sich bei den Geistlichen beliebt zu machen, um Aufträge zu Heiligenbildern zu bekommen. Es war aber nicht wahr. Seiner Frömmigkeit lag vielleicht kein tiefer, fester Glaube zu Grund, doch war sie ganz ohne Berechnung. Was ein schiefes Licht auf dieselbe warf, das war sein mit dem Alter zunehmender Geiz. Schon seit einigen Jahren wohnte er aus Sparsam-

keit in seinem Atelier, ernährte sich Gott weiß womit und schädigte so seine Gesundheit, daß sein Gesicht ganz gelb wurde wie Wachs. So viel wie möglich ging er dem Verkehr mit Menschen aus dem Wege, schon darum, weil er fürchtete, es könnte ihn jemand um einen Dienst bitten. Er war eben ein verbitterter, gebrochener Mensch geworden und sehr unglücklich. Und doch war er eine tiefe, ungewöhnliche Natur, und sogar seine Fehler waren eigentümliche, künstlerische. Diejenigen, die dachten, daß er bei seinem Geiz Reichtümer gesammelt habe, taten ihm Unrecht: Ramionka war arm. Alles, was er erübrigen konnte, verwandte er zum Ankauf von Kupferstichen, die er tief im Schrank verbarg und nur von Zeit zu Zeit durchsah und nachzählte mit der Vorsicht eines Geldzählenden Wucherers. Diese Liebhaberei zu Kupferstichen verbarg er sorgfältig, vielleicht gerade darum, weil sie auf dem Grunde eines großen Unglücks und eines großen Gefühls erwachsen war.

Einmal, ungefähr ein Jahr, nach dem Tode seiner Frau, sah er in einem Antiquariat einen alten Kupferstich, der die Artemis darstellte, und er glaubte in dem Gesicht der Artemis eine Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Frau zu entdecken. Von der Zeit an suchte er Kupferstiche, zuerst von der Artemis, nachher alle möglichen. Die Menschen, die innig geliebte Wesen verloren haben, müssen ihr Leben mit irgend etwas ausfüllen, um demselben wieder Wert zu geben. Von Ramionka hatte niemand gedacht, daß dieser alte sonderbare Egoist ehemals seine Frau so innig geliebt hatte. Wahrscheinlich, wenn sie am Leben geblieben, wäre sein Leben ein freundlicheres, wertvollereres, besseres geworden. Diese Liebe lebte in ihm fort und hatte seine glückliche Zeit, seine Jugend und sogar sein Talent überlebt. Seine Frömmigkeit, die sich mit der Zeit in Gewohnheit verwandelte, stammte auch aus derselben Quelle. Ramionka, der nicht zu den tief Glaubigen gehörte, fing nach dem Tode seiner Frau an, für dieselbe zu beten, weil es ihm schien, daß es das einzige war, was er für sie noch tun konnte und was ihn mit ihr noch verband.

Die scheinbar kalten Naturen können oft sehr tief und sehr anhaltend lieben. Nach dem Tode der Frau drehten sich alle seine Gedanken, sein ganzes Leben um die Erinnerung an sie und sogen daraus ihre Nahrung gerade wie Schmarotzerpflanzen sie aus dem Baume ziehen, auf welchem sie wachsen. Wenn aber ein Mensch immer aus der Quelle solcher Erinnerungen trinkt, so wird sie ihm zur Giftquelle, die ihm nichts als Kummer und Leiden bringt. So war es mit Ramionka: er vergiftete sich, entartete und wurde immer unglücklicher.

Wenn er nicht Künstler geworden, hätte er den Verlust der Frau wahrscheinlich nicht überlebt, sein Beruf aber hatte ihn in der Weise gerettet, daß er nach ihrem Tode an einem Denkmal für sie zu arbeiten begann, und er arbeitete daran eben so viel mit dem Herzen wie mit den Händen. Das rettete ihn im ersten halben Jahr vor dem Wahnsinn und gewöhnte ihn an sein Unglück: die Kunst hatte den Künstler gerettet.

Kamionka war kein Genie, doch hatte er großes Talent. Er hatte die Kunst und verehrte sie; aber sie konnte ihm weder das Leben ganz ausfüllen, noch seinen Verlust ersetzen. Er fühlte sich sehr einsam, das war aber nicht zum verwundern. Der Verkehr zwischen den Menschen muß nach gewissen Gesetzen geregelt werden und beruht auf Gegenseitigkeit, und wenn ein besonders Unglücklicher dieses Gegenrecht nicht mehr ausüben kann, wird er gewissermaßen aus der Gesellschaft ausgestoßen, hat nicht mehr Gelegenheit, seine Mängel und Härten durch die Berührung mit Nebenmenschen abzureiben, sondern wird immer fester von ihnen umklammert, gerade wie ein Stein, vom Strome ausgeworfen, sich nach und nach mit Moos bedeckt.

Als Kamionka frank wurde, kam kein Mensch in sein Atelier außer einer alten Dienerin, die zweimal im Tage erschien, um ihm Tee zu machen. Jedes Mal riet sie ihm, einen Arzt zu rufen; aber er wollte nicht. Seine Schwäche nahmen immer zu, weil er außer dem Tee nichts genoß. Er hatte weder Lust zum Essen, noch zur Arbeit, noch zum Leben. Seine Gedanken waren matt geworden wie die Blätter, die er vor dem Fenster und durch die nasse Luft herniederwirbeln sah, und glichen dem Herbst, dem Regen und der bleiernen Dunkelheit. Es gibt keine schlimmern Momente im Leben als die, in welchen der Mensch fühlt, daß alles, was er zu tun hatte, getan ist, daß er nichts mehr leisten kann und vom Leben nichts mehr zu erwarten hat. Seit vielleicht 15 Jahren hatte Kamionka in beständiger Angst gelebt, daß sein Talent sich erschöpfen möchte. Jetzt war er ganz sicher, daß es so war, und daß sogar die Kunst ihn verlassen wollte, das erfüllte ihn mit Bitterkeit. Dazu fühlte er sich sehr schwach und müde. Er erwartete keinen schnellen Tod, glaubte aber nicht an die Wiedererlangung seiner Gesundheit. Es war in seiner Seele kein Funken von Hoffnung mehr. Wenn er jetzt noch etwas wünschte, war es dies, daß es heller möchte werden, daß die Sonne ins Atelier hineinschiene. Und jeden Morgen, wenn die Dienerin mit dem Tee kam, fragte er sie: „Ist es noch nicht heller geworden irgendwo am Himmel?“ „Ach“, antwortete die Alte, „der Nebel ist so dicht, daß ein Mensch den andern nicht sehen kann.“ Nach dieser Antwort machte der Kranke die Augen zu und blieb lange regungslos. Auf dem Vorplatz war es ganz still, nur die Regentropfen fielen eintönig und gleichmäßig.

Eines Abends kam die Dienerin etwas angetrunken, infolge dessen mehr zum Plaudern geneigt, und sagte: „Ich habe so viel zu tun, daß ich nicht zweimal in einem Tage kommen kann. Könnten Sie nicht eine Schwester nehmen? Die kostet nichts und versteht die Krankenpflege.“

Dem Kranken gefiel der Rat, aber wie alle schlecht gelaunten Leute, widersezte er sich dem, was ihm geraten wurde. Als aber die Dienerin fortgegangen war, begann er darüber nachzudenken. Eine Schwester! — es ist wahr! das kostet nichts und dabei solche Ruhe, solche Hülfe und Bequemlichkeit!

Ramionka, wie alle sich selbst überlassenen Kranken, mußte viel entbehren und ertragen. Oft lag er Stunden lang in unbequemer Lage, niemand legte ihn zurecht, oft fror er während der Nacht und würde weiß was für eine Tasse heißen Tees gegeben haben. Aber wenn ihm schon das Anzünden der Kerze Mühe machte, wie konnte er daran denken, Tee zu kochen? — Eine Schwester würde das alles lieb und freundlich besorgen und ruhig. O, wie viel leichter wäre es, frank zu sein bei solcher Hülfe!

Und es schien dem Armen, daß dies ein großes Glück für ihn wäre und daß dies Glück für ihn noch möglich sei. Und er dachte auch, daß, wenn eine Schwester käme und mit sich Heiterkeit und Güte ins Atelier brächte, es vielleicht auch draußen heller und schöner schiene und die Regentropfen ihn nicht mehr mit ihrem eintönigen Geräusch verfolgen würden, und so begann er zu bedauern, nicht in den Rat der Dienerin eingewilligt zu haben.

Es kam eine lange traurige Nacht und er ahnte, daß dieselbe schwerer für ihn werden würde als alle vorangegangenen, und er begann wieder darüber nachzudenken, wie er jetzt arm und unglücklich sei, und wie um ihn zu quälen, traten seine früheren, glücklicheren Jahre ihm lebendig vor die Seele. Und wie früher mit dem Gedanken an die Schwester, so verschmolz sich jetzt die Erinnerung an jene glücklichen Tage, in seinem schwachen Gehirn, mit dem Begriff von Sonne, Licht und Stille. Er dachte an seine Tote und sprach mit ihr, wie er zu tun pflegte, wenn ihm sehr elend war. Endlich schlief er ermattet ein.

Die auf dem Nachttischchen stehende Kerze brannte langsam nieder. Ihre Flamme wurde immer schwächer, flatterte noch einmal auf und erlosch. Tiefe Dunkelheit erfüllte das Atelier, und draußen fielen die Regentropfen gleichmäßig und traurig, wie wenn sie die ganze Düsterkeit der Natur in sich aufgesogen hätten.

Ramionka schlief lange. Plötzlich aber erwachte er mit einem wunderbaren Gefühl, wie wenn etwas Ungewöhnliches im Atelier geschähe. Es war Tagesanbruch. Marmor und Gips schimmerten weiß. Durch das große, dem Bett gegenüber stehende Fenster fiel helles Licht. In dieser Beleuchtung erblickte Ramionka eine an seinem Bett sitzende weibliche Gestalt. Er betrachtete sie aufmerksam: es war eine Schwester. Sie saß unbeweglich, gegen das Fenster gewandt, mit gesenktem Haupt. Ihre Hände ruhten auf den Knien, sie schien zu beten. Der Kranke konnte ihr Gesicht nicht sehen, doch sah er deutlich die dunkle Linie ihrer etwas schmalen Schultern und die hohe weiße Haube. Sein Herz begann unruhig zu klopfen. Wann konnte die Dienerin die Schwester hieher gebracht haben? Dann dachte er, es wäre wohl eine Sinnestäuschung infolge der Schwäche, und schloß die Augen. Nach einem Augenblick öffnete er sie wieder. Die Schwester saß immer noch unbeweglich, in Gebet versunken, auf derselben Stelle. Ein sonderbares Gefühl, halb Freude, halb Schrecken, machte ihn erbeben. Es war ihm, als habe er sie schon früher gesehen, doch konnte er sich nicht erinnern, wo und wann. Ein heißes Verlangen, ihr Gesicht

zu sehen, ergriff ihn; aber das weiße Kopftuch verdeckte es. Kamionka mußte selbst nicht warum, aber er wagte es weder sie anzureden noch sich zu bewegen, kaum zu atmen. Eine unaussprechliche Angst, mit süßer Freude gemischt, erfüllte ihn.

Nach und nach war es ganz hell geworden. Welch schöner Morgen mußte es draußen sein! Plötzlich, ohne daß er sah, woher es kam, erfüllte glänzendes heiteres Licht das Atelier. Als ob es Frühlung und Mai wäre, so strömten die goldenen Lichtwellen herein und übergossen mit ihrem Schimmer die Bildsäulen, und es schien Kamionka, als wäre er in einem schrankenlosen, himmelweiten Raum. Jetzt bemerkte er auch, daß das Kopftuch der Schwester anfing, seine weiße Steifheit zu verlieren, am Rand sich zu bewegen und end-in Luft zu zerfließen.

Die Schwester wandte langsam ihr Gesicht dem Kranken zu, und da erkannte der unglückliche Verlassene die bekannten viel geliebten Züge seiner Toten, und aus seiner Brust rang sich ein Schrei. Aus dem sprachen lange Jahre von Tränen, Kummer und Leiden und Verzweiflung: Zofia, Zofia!

Und er zog sie an sich und drückte sie an seine Brust, und sie umschlang ihn mit den Armen. Im Atelier wurde es immer heller.

„Du hast mich nicht vergessen“, sagte sie leise, „und so kam ich und brachte dir einen leichten Tod.“ Kamionka hielt sie immer in den Armen, als ob er fürchtete, sie könnte ihm mit dem Licht zusammen verschwinden. „Ich bin bereit zu sterben“, sagte er, „bleibe nur bei uns.“ Sie lächelte ihn an wie ein Engel, und indem sie eine Hand von seinem Halse löste, zeigte sie nach unten und sagte: „Du bist schon gestorben. Sieh da!“

Kamionka schaute nach der angedeuteten Richtung und sah da unten durch das Oberfenster in sein dunkles einsames Atelier. Dort im Bett lag sein eigener Körper mit dem weit geöffneten Mund, der auf dem wachsgelben Gesicht einen dunklen Fleck bildete.

Und er betrachtete den Körper lang und still wie etwas ganz Fremdes. Dann verschwand ihm alles vor den Augen, indem das sie umgebende Licht immer weiter und reiner in die Unendlichkeit sich ausdehnte.

Mensch sein.

Auf Erden keine größre Pein,
Als die: Ein Mensch zu sein!
Ein fühlend Ich, das angesichts
Des lebentrunknen Sonnenlichts
Verfallen dem Moloch der Zeit.
In dem gewaltigen All ein Nichts,
Das, lechzend nach Glückseligkeit,
Der Schuld ist, wie dem Schmerz ge-
weht . . .
O diese namenlose Pein,
Ein Mensch zu sein!

Auf Erden keine größre Lust,]
Als sich des Menschthums sein bewußt.
Ein Mensch, der mit des Geistes Kraft,
Das Selbsterdachte selbst erschafft,
So Schöpfer und Geschöpf zugleich . . .
Ein Mensch, der kämpfend dem Bereich
Der Schuld als Sieger sich entrafft,
Und liebend sich fühlt Göttern gleich.
O diese Lust! O diese Pein,
Ein Mensch zu sein!

Clara Forrer, Zürich.